

insofern scheint mir die uneingeschränkte Ablehnung der Husserlschen „Wesensschau“ (181 Anm. 11) zu weit zu gehen. Es finden sich übrigens bei L. selbst Bemerkungen, die in eine andere Richtung weisen (183 f.). Gäbe es diese „Einmischung“ des Verstandes in das Sinnliche („se immiscet“) nicht, so wäre die Verbindung („continuatio“) zwischen Verstand und Sinn abgerissen. – Von dem Wesenhaften aber, das zu dem an sich sinnlich Erfassbaren „hinzutritt“ (accidit), dürfte gelten, was L. sagt, nämlich daß es nur durch eine Rückkehr zur eigenen Wesenheit erfaßt wird (188), so daß das Objekt durch das Subjekt interpretiert wird (223), indem aus diesem gewonnene Begriffe (L. nennt Kausalität und Substanz: 223 Anm. 44) der begrifflichen Fassung der Objekte dienen. Das setzt voraus, daß diese Begriffe ursprünglich personale Begriffe sind, die nur durch eine absteigende Analogie dem nicht-personalen Seienden angepaßt werden.

Zwei störende Druckfehler: S. 47, 3. Abs., Z. 3 muß lauten: könnte. Die Vervielfältigung des Geistes bringt ebenso viele Er-; S. 166, 2. Abs., Z. 7 lies: Gedächtnis diesen Gehalt auch *als* etwas früher Erfasstes bewußt; S. 50, 1. Abs., Z. 4 von unten: Der mit ‚Viertens‘ beginnende Satz wird leichter verständlich, wenn man statt ‚wenn‘ liest: ‚allein deshalb, weil‘; S. 196 Anm. 7 muß es statt 141 f. heißen: 137. J. de Vries, S. J.

Rintelen, Fritz-Joachim von, *Values in European Thought I. Antiquity and Middle Ages*. Gr. 8° (XI u. 565 S.) Pamplona 1972, Ediciones Universidad de Navarra, S. A. 27.– DM.

Die Frage nach Sinn und Wertung menschlichen Daseins in seinen vielfältigen Bereichen ist Inhalt des Lebenswerkes des Verf. Was er selbst bereits 1932 einer grundlegenden Untersuchung in seinem Buch „Der Wertgedanke in der europäischen Geistesentwicklung“ unterzogen hat, hat er im Anschluß an die Begegnungen im west-östlichen Philosophengespräch – er selbst weist auf den Philosophenkongreß 1969 in Hawai hin – in umfassender Weise und zugleich in einer der weiteren Welt leichter zugänglichen Sprache mit starken Erweiterungen und unter Berücksichtigung neuerer Literatur aus aller Welt neu konzipiert.

Der vorliegende Bd. I enthält vier Teile, zwei kürzere von grundlegend-systematischer Art (1–62) und zwei weitere, die der philosophiegeschichtlichen Entfaltung des Wertdenkens gewidmet sind. Diese Entfaltung soll in einem später erscheinenden Bd. II bis in die jüngste Gegenwart hinein weiterverfolgt werden.

Im 1. Teil (1–29) wird eine kurze Analyse des Wertes geboten, wobei im Vordergrund das Verhältnis von Wert und Sein, die charakteristischen Züge des Wertphänomens, die Intensitätsgrade des Wertes sowie die Klassifizierung der Werte unter besonderer Beachtung des ästhetischen, ethischen, religiösen Wertes stehen. Im Versuch einer Definition bestimmt der Verf. die Werte als „objektivierbaren, qualitativen Bedeutungsinhalt, der entsprechend der Einstellung des einzelnen als Ziel eines bewußten oder unbewußten Verlangens bejaht und in verschiedenen Intensitätsgraden realisiert werden kann (Realwert)“ (15).

Im 2. Teil (31–62) behandelt v. R. das Verhältnis von Wert und Geschichte. In der Tat ist die Geschichte der Ort der Wertverwirklichung. Dabei weist er die Thesen eines neukantianischen Wertidealismus, der den Werten eine ungeschichtliche, zeitlose Geltung zuerkennt, ebenso zurück wie jene Fortschrittstheorie, nach der die Entwicklung der Werte in der Idee einer ständigen Vervollkommnung der Menschheit in jeder Hinsicht beheimatet ist, oder die historische Deutung, nach der die Werte wie alles Sein nur ein geschichtsbedingtes Sein erhalten und sie damit völlig historisiert und relativiert würden. Ethischer Idealismus, individualistischer Personalismus und hedonistischer Utilitarismus sind in ihren Extremformen zwar immer wieder überwunden worden, doch wo die Überzeugung des einzelnen und der Gesellschaft schwindet, daß sich die Probleme des Lebens in harmonisierender Weise lösen lassen, dort entstehen optimistische Anthropozentrik oder auch Pessimismus, sophistischer Relativismus, hedonistischer Egozentrismus oder personalistischer Stoizismus. Nach v. R. muß der Sinn der Geschichte in den konkreten historischen Wertverwirklichungen gesucht werden, insofern diese die konkreten Ausdrucksformen der überzeitlichen Wertsphären darstellen, die

ihrerseits verschiedene Tiefendimensionen in unterschiedlichen Graden (vgl. 62) zulassen.

Der 3. Teil (63–190) behandelt in vier Kap. die Wertidee in der Antike. Dabei muß in aller Deutlichkeit gesagt werden, daß auch dieses Werk eine Darstellung der europäischen Geistesgeschichte bleibt, die ihre Verdienste im Gespräch mit der nichteuropäischen Gelehrtenwelt behält, jedoch eher dadurch gewonnen hätte, wenn nicht auf ganzen 23 (!) Seiten die nichteuropäischen Kultursphären abgehandelt worden wären; dabei ist mit letzteren – genau genommen – nur der asiatische Raum gemeint; in diesem aber werden dann Indien mit seinen hinduistisch geprägten Philosophien, der Buddhismus, die chinesische Kultur und der Zoroastrismus besprochen. Bei einem so breit ausgefächerten Werk wie dem vorliegenden weiß man nicht, ob man die Seiten – aus dem Blickwinkel der Asiaten – als Zeichen guten Willens auf seiten des Europäers loben oder als ein – gewiß nicht so gemeintes – Zeugnis des inzwischen sattem bekannten Europäerzentrismus (Nishitani!) anprangern soll. Man kann nur hoffen, daß Bd. II zeigen wird, daß der Verf. diese Welt nicht als eine der fernen Antike beseite lassen wird, sondern darlegt, wie hier gerade auch der Gegenwart neue Gesprächspartner erwachsen, die ein provinzielles europäisches Denken nicht mehr erlauben.

Das Schwergewicht des 3. Teils liegt in der Besprechung der griechischen Philosophie, des Seins- und Wertdualismus bei Sokrates-Plato, dem dann die aristotelische Teleologieauffassung und deren Begründung in der dynamisch-energetischen Struktur des Seins entgegengesetzt wird. Der Teil schließt ab mit der in der Spätantike zu beobachtenden Auflösung des ethischen Objektivismus und den Reaktionen auf diese in der Philosophie von Demokrit und Epikureismus bis hin zu Skeptizismus, Gnostizismus und Neuplatonismus.

Das eigentliche Gewicht des Buches aber liegt in dem sehr eingehenden, sympathischen 4. Teil, in dem der Wertgedanke sowohl im frühchristlichen Verständnis wie im mittelalterlichen Denken entfaltet wird (191–550). Nach einer allgemeinen Charakteristik dieser Zeit, die geprägt ist von einem eigentümlichen Wissenschafts- und Philosophieverständnis – Philosophie als dienendes Wissen –, von einem neuen Gottesdenken, vom Sinn für Gemeinschaft und Individualität, von einer eigentümlichen Natureinstellung, von Lebensbejahung und -verneinung, erörtert der Verf. an typischen Gestalten wie Gregor von Nyssa, Ps.-Dionysius Areopagita, Augustinus, Johannes Scotus Erigena und Anselm v. C. die axiologischen Grundbegriffe auf dem Weg zum Hochmittelalter. Die in Gott als dem höchsten Wert endende Werkskala, die Relativität der Güte der Welt, das Verhältnis von Sinnenwelt und geistiger Welt, die Idee des „summum bonum“, Liebe und Seligkeit findet darin eine ebenso ausführliche Darlegung wie schließlich der anstehende Universalienstreit und das Verhältnis von Wissen, Glaube und Mystik. v. R. kommt hier das unbestreitbare Verdienst zu, diesen Frühstufen abendländischer Entwicklung jene Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, die eine gerechte Beurteilung späterer Entwicklungen erfordert. – Die Behandlung des Hochmittelalters ist umrahmt von einem Vergleich augustinisch-platonischen und thomistisch-aristotelischen Denkens und einem Vergleich von Thomas v. A. und Dante. Dazwischen aber entfaltet v. R. die beiden gedanklichen Gebäude des Bonaventura und des Thomas unter besonderer Berücksichtigung des von ihm angestrebten Problemansatzes. Bei Bonaventura sind es die Göttlichkeit des Menschen, das Verhältnis von Natur und Übernatur, das Problem der „materia spiritualis“, die Lichtmetaphysik, bei Thomas und seinem Lehrer Albertus Magnus das Verhältnis von Sein, Gut und Idee, das Verhältnis von Gott und Welt, von Intellekt, Wille und Freiheit, Seligkeit und moralischem Handeln, Wertindividualität und Ontologie, damit zugleich die Ansätze, die zur späteren Auflösung dieses Denkens führen, die Analogieproblematik, die den Rahmen der Untersuchung abstecken. Dabei liegt das Gewicht dieser Darlegungen wohl weniger in ihrer Originalität als vielmehr in der grundsätzlich positiven Auseinandersetzung mit diesem Denken, das hier in einem neuen Zusammenhang philosophischer Art vorgestellt wird.

Der Band schließt mit dem Spätmittelalter, das als Spätzeit vielfach unter ein negativ wertendes Vorzeichen gerät, jedoch als Zeit, in der die Wurzeln unserer eigenen Zeitepoche zu suchen sind, stärkere Hinwendung verdiente. Im Vordergrund stehen Petrus Olivi, Heinrich von Gent, Duns Scotus, Wilhelm von Occam und

Eckhart. Das Ringen um den Primat von Wille oder Verstand, um das Verhältnis von Individuum und Allgemeinem, der Rolle der Materie, dem Verhältnis von freiem Willen und Wert, göttlichem Willen und Gutem, Kontingenz und Moralgesetz, Gottes Herrschertum und des Menschen Unterwerfung lassen bereits jene großen Themen ahnen, die in der heraufbrechenden Neuzeit das mittelalterliche Weltbild zerstören werden und dennoch die Diskussion um die Grundlagen menschlicher Beurteilungen und Werteinschätzungen offenhalten werden.

Das umfangreiche Werk hat – abgesehen von der oben gemachten Ausstellung – einen hohen Wert für das interkulturelle Gespräch gerade in der Erschließung der Wurzeln europäischen Denkens, seiner Aporien und seiner Lösungsversuche. Wer es aus der Hand legt, wird mit Spannung auf den 2. Band warten.

H. Waldenfels

Geschichtliche Grundbegriffe. *Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. i. A. des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhard Koselleck. Bd. I: A–D. Gr. 8° (XXVII u. 948 S.) Stuttgart 1972, Klett. 178.– DM.

Was hier vorgelegt wird, ist ein Lexikon ganz eigener Art, ein Werk großer Gelehrsamkeit und noch größeren Gelehrtenfleißes; es bietet das Ergebnis ebenso mühsamer wie sorgfältiger Forschungen dar. – „Grundbegriffe“, im geplanten Gesamtwerk etwa 120, davon 21 in diesem 1. Band, vor allem aus geschichtlich arbeitenden Disziplinen, werden von ihrem Ursprung, vor allem aber seit etwa 1750 auf ihrem Weg durch die Geschichte bis nahe an die Gegenwart, jedoch nicht mehr bis in die jüngste Gegenwart, begleitet. – Da der *Begriff* immer nur im Wort greifbar ist, muß die Untersuchung sich an den Wortgebrauch halten und ihn verfolgen. Solange ein und dasselbe Wort alle Sinnwandlungen des Begriffs deckt, liegt darin keine Schwierigkeit; wo der gleiche Begriff in verschiedenen Wörtern ausgedrückt wird, helfen die Verfasser sich in der Weise, daß sie eines der Wörter als Stichwort wählten, unter dem sowohl die Begriffs- als auch die Wortgeschichte abgehandelt wird, so bspw. unter dem noch sehr jungen Stichwort „Ausnahmestand“ (343–376; H. Boldt), die Begriffe *necessitas publica*, Belagerungszustand, Kriegszustand, Staatsnotstand, Staatsnotrecht.

Was die Urheber dieser Forschungsarbeit sich zum Ziele setzten, legt der Mitherausgeber R. Koselleck in der „Einführung“ (XIII bis XXVII) aufschlußreich und lichtvoll dar. Ich für meinen Teil sehe den Nutzen dessen, was bei dieser Forschungsarbeit herausgekommen ist, vor allem darin: wir alle, namentlich wenn wir scholastische oder cartesianische Geistesschulung durchlaufen haben, neigen unwiderstehlich dazu, uns einzubilden, in unserer Fachsprache mit ihrem streng definierten Wortgebrauch verfügten wir über ein Handwerkszeug zur eigenen Verständigung und zur Verständigung untereinander, das sich mit technischer Präzision handhaben lasse, und gehen mit diesen „Begriffen“ um wie mit Scheidemünzen, die jedermann zu dem ihnen ein für alle mal aufgeprägten Wert in Zahlung gibt und in Zahlung nimmt, oder schieben sie wie Schachfiguren auf dem Brett hin und her. Zwar belehren uns auch die üblichen Wörterbücher, sowohl Fremdsprachenlexika als auch die großen fachlichen Nachschlagewerke, daß das gleiche Wort in einer Mehrzahl von Bedeutungen gebraucht wird, bezeichnen genau die Unterschiede und zeigen auch die zwischen den verschiedenen Wortbedeutungen bestehenden Zusammenhänge auf. Aber gerade je besser sie letzteres leisten, um so mehr erliegen wir dem Eindruck, alle Abschattungen der Bedeutung zu kennen und sie narrensicher handhaben zu können. Wie sehr wir uns darin täuschen, darüber belehrt uns dieses „Lexikon“, indem es den geschichtlichen Wandel nicht nur der Wortbedeutungen darstellt, sondern vor allem den Wandel *dessen, wofür* das Wort steht, woran es anknüpft, worauf es anspielt, wer es für sich in Beschlag genommen hat, welche Assoziationen es mitschleppt, mit welchen Affekten es „besetzt“ ist, welche Vorstellungen, Aspirationen und Emotionen es in seinen Hörern weckt, welche Wirkung als Schlagwort es im Kampf der Meinungen, im Kampf der gesellschaftlichen und politischen Kräfte ausübt und wie es wieder aus dem Gebrauch kommt und abstirbt.